

Rezensionen

Günter Burkart

Der unzugängliche Leib. Probleme der Kulturwissenschaften mit der sozialen Natur des Körpers

Sammelrezension zu:

Barkhaus, Annette / Anne Fleig (Hrsg.): Grenzverläufe. Der Körper als Schnitt-Stelle. München: Wilhelm Fink Verlag 2002. 251 S., ISBN 3-7705-3652-5. Preis: € 25,90

Crossley, Nick: The social body. Habit, identity and desire. London u.a.: Sage Publ. 2001. 170 S., ISBN 0-7619-6640-4. Preis: £ 18,99

Gugutzer, Robert: Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, 325 S., ISBN 3-531-13719-0. Preis: € 29,00

Hassard, John / Holliday, Ruth / Willmott, Hugh (Eds.): Body and organization. London u.a.: Sage Publ. 2000. 254 S., ISBN 0-7619-5918-1. Preis: \$ 32,95 (Paperback)

Kwapis, Jörg: Der beschleunigte Körper. Die Thesen Paul Virilios im pädagogischen Kontext und ein Beitrag zur Diskussion der Zeit in der Pädagogik. Berlin: Weißensee Verlag 2002. 307 S., ISBN 3-934479-64-2. Preis: € 39,80

Villa, Paula-Irene: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Opladen: Leske + Budrich 2001. 277 S., ISBN 3-8100-3153-4. Preis: € 14,90

1. Der widerspenstige Körper

Lévi-Strauss hat die Frage nach kulturellen Universalien aufgeworfen, Mary Douglas die komplementäre Frage nach *natural symbols*. Beide setzen in ihren Antworten am Körper an, der dabei als Schnittstelle von Natur und Kultur fungiert. Vielleicht ist das der

Grund, warum der Körper sich gegen den Anspruch der Sozial- und Kulturwissenschaften sperrt, ihrem Gegenstandsbereich einverleibt zu werden – auch wenn er uns seine Metaphorik gern zur Verfügung stellt (Lehrkörper, unsichtbare Hand, eingefleischter Jungeselle). Frühere Körper-Diskurse haben die Soziologie kaum erreicht. Erst mit den Arbeiten britischer Soziologen im Umkreis der Zeitschrift *Theory, Culture and Society* kann man von einer sich formierenden Soziologie des Körpers sprechen.¹ Mittlerweile scheint diese Bewegung Deutschland erreicht zu haben; in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie wurde vor einigen Jahren ein Arbeitskreis „Körpersoziologie“ gegründet. Damit bietet sich die Chance, auch hierzulande eine „seriöse“ sozialwissenschaftliche Körperforschung zu etablieren.

Die für diese Rezension vorliegenden Bücher, das sei gleich gesagt, erfüllen diesen Anspruch jedoch nur ansatzweise. Genuin soziologische Schriften zum Körper sind bei uns immer noch selten. Besonders die Bücher von *Kwapis* und *Barkhaus/ Fleig* sind typisch für jene „postmodernen“ kulturwissenschaftlichen Diskurse, die immer noch dominieren, wenn es um den Körper geht. „Postmodern“, das heißt oft: Interdisziplinärität ohne Disziplin, exzessiver Gebrauch von gewagter Metaphorik und großen Worten („Ära des Posthumanismus“) statt klarer Begriffe und abwägender Diagnose. Der Körper der Kulturwissenschaften ist exotischer Natur, er ist vor allem interessant, wenn er tanzt oder tätowiert ist.

Ein ernsthafteres Problem vieler solcher Bücher ist, dass sie eine Form des cartesianischen Körper/Geist-Dualismus reproduzieren, ohne es zu merken. Sie sprechen von der Vernachlässigung des Körpers in den Sozialwissenschaften und beklagen die Dominanz kognitiver Rationalität, machen dann aber den selben Fehler, von der anderen Seite her: Der Körper wird ins Zentrum der Betrachtung gerückt, aber er wird behandelt wie ein isoliertes Ding, als eine den bösen Mächten (Technologie, Disziplinarordnung) entgegengesetzte und von ihnen bedrohte Entität. Hier der Körper, dort die Gesellschaft. Kaum ein ernsthafter Versuch, den Dualismus mit begrifflicher Anstrengung zu überwinden, durch die der „Körper“ von vornherein als gesellschaftlich und Gesellschaft von vornherein als „verkörpert“ verstanden werden kann.

Dennoch gibt es auch aus soziologischer Perspektive inzwischen gute Gründe, die neue Welle der Körperthematization nicht länger als postmoderne Diskurs-Mode abzutun. Jedenfalls verdichtet sich der Eindruck, dass der Körper in der gegenwärtigen Epoche auch strukturell wichtiger wird – als Grundlage von Identität, als Ressource für soziale Anerkennung, als Mittel der Erfolgssicherung, als Instrument sozialer Disziplinierung, als Zentrum sozialer Ordnungsbildung. Das hängt mit Entwicklungen zusammen, die hier nur stichwortartig angedeutet werden können: Consumer Society, Promotional Culture, Erlebnis- und Inszenierungsgesellschaft, Bildkultur, Mediokratie. Mehr Freizeit, mehr Geld, weniger körperliche Arbeit; mehr Berufe, in denen es auf die öffentliche Präsentation von Kompetenz ankommt – eine Aufgabe, so scheint es, die immer mehr auch mittels körperlicher Attraktivität (Ästhetisierung) gelöst wird. Dazu passt auch, dass die Menschen in den westlichen Konsumgesellschaften zunehmend unzufrieden mit ihrem körperlichen Aussehen sind (obwohl sie wahrscheinlich immer besser aussehen), weil sie es stärker mit ihrem Selbstwertgefühl verbinden (Synnott 1993, S. 76).

Aus der Selbstkontrolle durch Internalisierung von Normen wird zunehmend eine Selbstkontrolle des Körpers, der mit steigendem Aufwand geformt und verbessert wird: durch gesunde Ernährung und Sport, body-„Building“ und Fitness-Programme; durch Mode, Kosmetik und Schönheitstechniken, bei denen die Medizin eine größere Bedeutung bekommt, nicht nur als Schönheitschirurgie, sondern auch in vielen anderen Bereichen (Organtransplantation, pränatale Diagnostik, Gentechnologie usw.). Schon seit längerem wird gesagt, dass es kaum noch Körperpartien gebe, die nicht technologisch restrukturiert, repariert oder ganz ersetzt werden können – vom Toupet bis zum künstlichen Herzen. Dieser Diagnose

wird man heute erst recht zustimmen können. Die dazu notwendigen prothetischen Maßnahmen werden zunehmend unsichtbar, natürliche und künstliche Körperpartien sind immer weniger unterscheidbar. Postmodern gesprochen: Der Mensch ist bereits zum Cyborg geworden.

Ästhetik, Gesundheit und Moral rücken enger zusammen, die Selbstkontrolle des Körpers wird zur sozialen Norm. Eine gesunde Lebensweise, richtige Ernährung und ausreichend Sport (und wenn nötig: zusätzlich Fastenkuren und Bodybuilding) helfen uns, so hören wir, einen gesunden und schönen Körper zu produzieren und zu erhalten, und das wiederum trägt zur Stabilisierung des Selbstbewusstseins bei. Wir müssen heute eine Balance finden zwischen Askese und Hedonismus (Turner spricht von kalkuliertem Hedonismus). Aber nicht nur in der Konsumsphäre – auch im Beruf steigen die normativen Anforderungen hinsichtlich der körperlichen Ästhetik. Präsentationstraining und Coaching für die berufliche Arbeit verbessern die Präsentation des kompetenten Selbst qua Körper-Performanz.

Es gibt inzwischen eine Reihe von Arbeiten mit Bestandsaufnahmen und möglichen Anknüpfungspunkten in der Soziologie (Frank 1991, Shilling 1993). Zu den meistgenannten Autoren gehören dabei Foucault, Elias und Goffman. Deren Theorien liefern historische und zeitdiagnostische Hinweise für den Bedeutungszuwachs des Körpers und für die Klärung der Frage, in welcher Weise die gesellschaftliche Ordnung am Körper ansetzt (der disziplinierte; der zivilisierte; der inszenierte Körper). Bryan Turner (1984/96) hat durch seine Systematisierungsarbeit viel zum Aufschwung der Körpersoziologie beigetragen. Er versucht zu zeigen, dass ohne die Berücksichtigung der Körperlichkeit soziale Ordnung nicht verständlich ist und reformuliert das klassische Problem der sozialen Ordnung als Problem der *bodily order*.

Als wichtigster Autor für eine Soziologie des Körpers, der auch die Brücke zur Philosophie zu schlagen vermag, das zeigen auch einige der vorliegenden Bücher, gilt aber Pierre Bourdieu. Er beschäftigt sich mit dem Bedeutungszuwachs der Körper-Präsentation, nicht nur im Sinne einer sozialen Kontrolle der Individuen, sondern auch im Sinne von individuellem Handlungserfolg (Statusgewinn). Der Schlüsselbegriff für Kontrolle wie für Erfolg ist das *inkorporierte kulturelle Kapital*, das die Akteure in sozialen Kämpfen um Einfluss und Macht genauso einsetzen können wie anderes Kapital (z.B. Geld oder Bildung). Doch der Bedeutungszuwachs von inkorporiertem Kapital gilt nicht für alle sozialen Klassen oder Milieus in gleicher Weise: Die Inkorporation von Kapital reproduziert und produziert soziale Ungleichheit. Der körperliche Habitus dient daher auch zur Symbolisierung von sozialer Ungleichheit (z.B. zwischen Klassen und Geschlechtern). Da der Körper als „natürlich“ erscheint, dient er zugleich zur Verschleierung des Sozialen durch Naturalisierung.

Während also Turner die Grundzüge einer Theorie der körperlichen Ordnung, einer Theorie der sozialen Integration durch Körperkontrolle, entwickelt, finden wir bei Pierre Bourdieu eine zusätzliche Ebene der sozialen Differenzierung. Aus den Theorien von Bryan Turner und Pierre Bourdieu lassen sich Elemente für eine Theorie der sozial differenzierten körperlichen Ordnung gewinnen – also einer Theorie der sozialen Kontrolle durch Körperkontrolle, die aber klassen- und geschlechtsspezifisch differenziert ist. Der Blick des Klassentheoretikers, mit dem Bourdieu den Körper sieht, hilft gegen die Gefahr, bestimmte Trends in bestimmten Milieus zu verabsolutieren, wie sie in den postmodernen Texten zum Ausdruck kommt, wo es häufig nur um exotische Szenen großstädtischer Subkulturen geht, deren Bedeutung für sozialen Wandel nur schwer auszuloten ist.

2. Der Körper als Identitätsgenerator?

In der neueren sozialwissenschaftlichen Körperliteratur findet sich häufig der allgemeine Hinweis, der Körper werde wichtiger für Identitätsbildung. Das Buch von Robert Gugutzer

(Leib, Körper und Identität) nimmt sich dieser Problematik genauer an. Zentrale Fragestellung ist, „auf welche Weise Leib und Körper für die personale Identität von Bedeutung sind“ (S. 15). Dem Körper wohne „ein besonderes Identitätspotenzial“ inne, er sei „geeignet, durch unmittelbaren Zugriff zu sichtbaren und schnellen Identitätsgewinnen beizutragen“ (S. 13). Genau dies hätten die bisherigen Identitätstheorien jedoch nicht ausreichend berücksichtigt. Der Autor geht daher umgekehrt vor und fragt, was Körper/Leib- Theorien zur Identitätstheorie beitragen könnten. Er stellt vier Theorien zum Leib/ Körper vor: eine anthropologische (Helmut Plessner), zwei phänomenologische (Maurice Merleau-Ponty und Hermann Schmitz) sowie eine soziologische (Pierre Bourdieu). Anliegen des Autors ist es, von der Anthropologie des Leibes zu einer Soziologie des Körpers vorzustoßen. Gefragt wird dann, was diese Theorien für das Verständnis von Identität beitragen könnten.

Diese Theorien werden kompetent und sorgfältig referiert, ihre Grenzen – aus soziologischer Sicht – werden herausgearbeitet. Bei Plessner besteht das Identitätsproblem vor allem darin, eine Balance zwischen Leibsein und Körperhaben herzustellen. Mit Merleau-Ponty und Schmitz kann die Bedeutung leiblicher Erfahrungen für die Ausbildung und Aufrechterhaltung einer personalen Identität weiter präzisiert werden. Identität wird vom Autor – in Abgrenzung zu den kognitivistisch-soziologischen Ansätzen und in Übereinstimmung mit der Phänomenologie – als *leibgebundene, personale* Identität verstanden. Aber wie kommt man vom Leib zur Sozialität und zu *sozialer* Identität?

Die Phänomenologie, selbst dort, wo sie das Verhältnis von Ich und Anderen oder die Einbindung der Person in soziale Situationen thematisiert, hat kein angemessenes Instrumentarium für die Überbrückung zwischen der Individualebene (insbesondere der Leibsphäre) und der gesellschaftlich-kulturellen Ebene. Das hängt damit zusammen, dass sie die Leiblichkeit als ursprünglich ansieht. Wenn aber das *eigenleibliche Spüren* (Schmitz) Ausgangspunkt und Letztbegründung ist, dann führt kein Weg mehr zur Soziologie des Körpers und der Identität im Sinne der Frage, wie Leib und Körper gesellschaftlich vorstrukturiert und kulturell vorkonstruiert sind.

Damit sind wir bei Bourdieu: Inkorporation sozialer und kultureller Strukturen, Habitus und praktischer Sinn (sozialer Sinn) als leibfundierte Dispositionen für kulturell angemessene Praktiken. Gugutzers Darstellung von Bourdieu ist allerdings nicht unproblematisch: Die Identitätsrelevanz von Habitus und praktischem Sinn (den der Autor auch als „Spürsinn“ bezeichnet) sieht er vor allem in Routinehandlungen, die aber doch nur in einem sehr diffusen und mittelbaren Sinn mit Identität zu tun haben. Es ist ohnehin fragwürdig, bei Bourdieu vor allem die Verbindung von Leib und personaler Identität ins Zentrum zu rücken. Dies zeigt sich, wenn der Autor auf die Anerkennungsproblematik zu sprechen kommt, die im Rahmen seines engen Konzeptes von leiblich-personaler Identität nicht mehr zu fassen ist (S. 121). Der Körper als Medium von Anerkennung und sozialem Erfolg: das ist gewiss ein wichtiger Aspekt bei Bourdieu, sprengt aber den Rahmen, den Gugutzer aufspannt. Hier genügt es nicht mehr, vom eigenleiblichen Spüren als Basis von personaler Identität zu sprechen – hier wäre es wichtiger, die kulturelle Formung des Leibes und deren Funktion für die Praxis herauszuarbeiten. Dazu ist der Identitätsbegriff nur bedingt geeignet – es sei denn, man meint soziale Identität, im Sinne der sozialen Zugehörigkeit (Klasse, Geschlecht) oder im Sinne des Besitzes von körperlichem Kapital, mit dem sich Akteure in den Klassifikationskämpfen um Erfolg und Anerkennung sozial positionieren können.

Im dritten Teil seines Buches stellt Gugutzer eine empirische Untersuchung dar, in der zwei Extremgruppen verglichen werden: Ordensangehörige, also Nonnen und Mönche, die als eher körperdistanziert angesehen werden können, und Balletttänzer/Innen, von denen angenommen werden kann, dass sie ein intensives Verhältnis zu ihrem eigenen Körper haben. Die empirische Untersuchung (mit Interviews) ist jedoch nicht geeignet, die vorher dargestellten Theorien und das „Leib-Körper-fundierte Identitätsmodell“, das der Autor

aus ihnen konstruiert (S. 123ff.), zu überprüfen. Gugutzer konzentriert sich deshalb auf Körperbilder und Körpermetaphorik. Dazu gibt es interessante Ergebnisse, aber das Hauptproblem der Arbeit wird hier noch einmal deutlich: Wie kommt man zu einem soziologischen Identitätsbegriff, wenn „Identität“ direkt an das eigenleibliche Spüren der Person gekoppelt wird? Dass der eigene Körper wichtig ist „um jenen Halt, jene Sicherheit und Orientierung im eigenen Leben zu finden, die gemeinhin als Ausdruck personaler Identität bezeichnet werden“ (S. 16), ist ja nicht zu bestreiten, sagt aber auch nicht viel, jenseits einer elementaren Leibfundierung der *Human*-Identität. Der Autor bleibt sozusagen auf der leibphänomenologischen Seite stehen, die Brücke zur *sozialen* Identität ist wackelig. Für die Frage der Körperbasis von sozialer Identität wäre eine gründlichere Auseinandersetzung mit Goffman, auf den der Autor nur kurz eingeht, aber auch mit den stärker „soziologischen“ Seiten von Bourdieu nötig gewesen.

Den Abschluss des durchaus ansprechenden Buches bilden einige noch unausgegrenzte Überlegungen zur „reflexiven Leiblichkeit“, die für die spätmoderne Identität charakteristisch sei (S. 295ff.). Die Problematik des angesichts der Optionsvielfalt zu permanenten Entscheidungen gezwungenen und dadurch überforderten Individuums lasse sich lösen unter Bezug auf den leiblichen Spürsinn: man müsse sich ja bloß auf seinen Habitus verlassen, der wisse schon, was gut ist für uns, wenn sich unser Ich nicht entscheiden kann. Und wenn die Arbeit an der spätmodernen Identität mittels des Körpers vor allem darin bestehen soll, dass man auf seine Gesundheit achte und Gelassenheit anstrebe (S. 306ff.), dann schimmert hier eine postmodern-romantische moralische Naivität von Seele-Leib-Gleichgewicht durch, wie sie typisch ist für manche körpertherapeutisch-esoterischen Diskurse. Vielleicht ist das Konzept der personalen Identität einfach auch zu normativ, so dass am Ende doch nur die etwas banale Erkenntnis übrig bleibt, dass sozusagen in einem gesunden Körper auch eine gesunde Identität steckt. Insgesamt ist das Buch von Gugutzer aber durchaus empfehlenswert.

3. Körper und Geschlecht

Zu den wichtigsten Schubkräften der neuen Körperforschung gehören Feminismus und Gender Studies. Im Zuge der Entfaltung feministischer Diskurse wurde die Natur der Geschlechtlichkeit gründlich dekonstruiert, durch historisch-theoretische Arbeiten wie jenen von Duden, Honegger oder Laqueur, durch Transsexualitätsforschung (Garfinkel, Lindemann, Hirschauer), durch theoretische Arbeiten wie jener von Butler, durch eine Fülle kritischer Arbeiten zum Schönheitskult, zur Magersucht usw. Nirgends wird die Naturalisierungsleistung der Kultur deutlicher als bei der Inkorporation des sozialen Geschlechts. Der vergesellschaftete Körper ist vor allem ein Geschlechts-Körper und damit auch ein sexuierter Körper.

Paula-Irene Villa packt diese Thematik direkt an, mit einem Titel wie aus einem Erotikmagazin: „Sexy Bodies“. Zwar wird der geneigte Leser durch den Untertitel gewarnt („Soziologie!“), aber immerhin wird er zu einer *Reise durch den Geschlechtskörper* eingeladen. An deren Ende – so warnt sie nochmals – werden wir allerdings nicht wissen, was der Körper ist, mehr noch: „Wir werden unser ursprüngliches Reiseziel nie erreichen, denn es wird sich auf dem Weg ständig verwandeln.“ Eine Reise ohne Ziel, ein Buch ohne Fragestellung. Die Autorin möchte „Verwirrung und Verunsicherung“ (S. 12) schaffen, zugleich soll das Buch aber eine „Orientierungshilfe und Einführung“ (S. 14) sein. Sie will der nichtsoziologischen Leserin die Geschlechtersoziologie erklären, für die es dann aber schnell zu kompliziert wird, weil es ja auch eine gelehrte Dissertation sein musste, gespickt mit ehrfurchtgebietenden Formeln („de-essentialistische Subjekthaftigkeit“), während die Spezialistin doch das alles schon kennt. So beeindruckt oder motiviert man keine von beiden Seiten.

Das Buch referiert überwiegend inzwischen gut bekannte und oft dargestellte Positionen der Geschlechterforschung. Die Reise geht im ersten Kapitel mit dem Regionalexpress, der an jeder Station Halt macht: Handeln, Subjekt, Macht, Ungleichheit, Diskurs, Habitus, Geschlechterdifferenz, sex/gender, Konstruktivismus, Dazwischen gibt es auch ein paar kleine Bahnhöfe mit dem Schild „Körper“, aber der Aufenthalt dort ist nur kurz, aussteigen lohnt sich kaum. Und angesichts des nicht eingelösten Versprechens, die Reise biete „thrill, sex and violence“ (S. 12), greift der Tester zum Etikett *Mogelpackung*. Auch im zweiten und dritten Kapitel geht es nur indirekt und implizit um den Körper. Die Fokussierung auf die Ethnomethodologie wird nicht genutzt, um die Goffmansche Perspektive des inszenierten, dargestellten Körpers deutlich zu machen. Ausführlich wird erneut die Transsexualitätsforschung referiert – ohne zu diskutieren, was sie für die Problematik der Körperdarstellung in der Handlungstheorie und für die Geschlechtertheorie allgemein bedeutet. Das dritte Kapitel konzentriert sich auf den diskurstheoretischen Ansatz von Judith Butler. Im vierten Kapitel kommt dann der *Leib* der phänomenologischen Tradition zur Sprache, dargestellt an Gesa Lindemanns Arbeiten zur Transsexualität. Hier endet die Reise etwas abrupt. Zwar wird Bourdieu mehrfach als möglicher Kandidat für die Vermittlung von Leib und Körper, Subjekt und Strukturen, genannt, doch bleibt es bei Andeutungen. Es geht irgendwie um den Zusammenhang von Leib, Handeln und Diskursen – oder Gefühl, Kommunikation und Wissen. Alles irgendwie dann, qua Naturalisierung, im Körper zusammengezogen. „Der Geschlechtskörper ist ... ein authentischer Anker in selbstgeschaffenen Strukturen“ (S. 237) ist eine überraschende, seltsame Wendung am Schluss.

Im Anhang gibt es einen Text zum Tangotanz. Das Ergebnis der Analyse: „Im Tango lernt der Leib fühlen, was der Körper phantasiert, weiß oder sich wünscht. Aus Phantasien und Sehnsüchte [sic] ... werden echte, unmittelbare Gefühle ... Genau in dieser Materialisierung liegt der tänzerische Reiz und die soziologische Spannung des argentinischen Tangos. Er verschränkt, um es sozialtheoretisch auszudrücken, Strukturen und Subjekte. (...) Im Tango lernt der Leib natürlich zu tanzen, im Alltag lernt der Leib natürlich zu sein“ (S. 262f.).

Das Buch ist voller programmatischer Gemeinplätze: Der Dualismus von Subjekt und Struktur muss überwunden werden; es geht darum, dies als wechselseitiges Konstitutionsverhältnis zu begreifen; Subjekthaftigkeit muss im gesellschaftstheoretischen Kontext verortet werden. „Frau-Sein ist – wie jede Subjektivität – die *Erfahrung*, in spezifischen Verhältnissen zu leben und in diesen vergesellschaftet zu sein und nicht, mit bestimmten Eigenschaften auf die Welt zu kommen“ (S. 39). „Die Komplexität des Geschlechterverhältnisses besteht darin, dass es als gesamtgesellschaftliche Struktur allen [sic] Ebenen des Sozialen prägt und gleichzeitig in allen Sphären (re-)produziert wird“ (S. 21).

4. Der disziplinierte Körper

Für Paul Virilio, den Meister der paradoxen Beschleunigung („Rasender Stillstand“), ist das wachsende sozio-technische Tempo eine Form der Disziplinierung und Zurichtung des Menschen. *Jörg Kwapis* (Der beschleunigte Körper) hat sich der Aufgabe angenommen, Virilios Theorie auf ihre Implikationen für die Körpertheorie und die Pädagogik zu durchleuchten. Allerdings geht es nur am Rande um den Körper. Im Vordergrund steht das Zeitregime und die Disziplinierung des Menschen in der beschleunigten Gesellschaft. Die Arbeit reiht sich ein in eine technik-kritische anthropologische Tradition: Der Mensch und die Technik, durch die er beherrscht wird und immer mehr sich selbst entfremdet. Der Titel des Buches müsste eigentlich lauten: Disziplinierung und Zurichtung von Mensch und Körper und Lebensraum durch Technik und kapitalistisches Zeitregime. Darüber hinaus geht es dem Autor darum, wie diese Zeitdisziplinierung in der Pädagogik thematisiert wird, in ihren Folgen für den Menschen.

Im Mittelpunkt steht die Theorie von Virilio, der die Entwicklung unserer Gesellschaft ganz unter dem Aspekt der Beschleunigung sieht. Im Kern sind diese Thesen nichts Neues, für die Körperproblematik bringen sie nicht allzu viel. Was es für die leibliche Erfahrung und die Körperwahrnehmung bedeutet, wenn der Körper mit hoher Geschwindigkeit transportiert wird, bleibt diffus. Etwas stärker am Körperthema ist die These von Virilio, dass Mensch und Maschine zunehmend fusionieren. Aber auch dies kennen wir als allgemeine These schon lange, Konsequenzen werden hier allenfalls angerissen.

Auch das Buch von Kwapis ist, wie das von Villa, eine Dissertation, und ich verspürte (sozusagen körperlich) bei der Lektüre häufig den Wunsch, es möge doch Promotionsordnungen geben, in denen stünde, dass Dissertationen nur 200 Seiten lang sein dürften und eine klare Fragestellung haben müssten (zumindest, wenn sie veröffentlicht werden), denn Kwapis versucht alles zu behandeln: Zeit und Raum, Körper und Kapitalismus, Subjekt und Technik, Mensch und Gesellschaft, Philosophie, Anthropologie und Pädagogik, ohne dass eine eindeutige Fragestellung erkennbar wäre. Typisch sind Sätze wie dieser: „Wobei ich davon ausgehe, dass sich im Umgang mit den Körpern der Individuen die Linien des gesamtgesellschaftlichen Zusammenhangs eingezeichnet haben. Unter den Bedingungen der bürgerlichen Vergesellschaftung haben sich folglich die Prozesse von Ökonomisierung und Technologisierung auch in den individuellen, sozialen und kulturellen Körperpraxen niedergeschlagen. Das Interesse meiner Arbeit ist gesellschaftsdiagnostischer Art“ (S. 9). Noch etwas allgemeiner das Fazit: „In meiner Arbeit konnte ich Ansatzpunkte für eine Vorstellung vom Körper entwickeln, in der die Erkenntnis berücksichtigt wird, dass der rationalen Aneignung der Wirklichkeit unsere materiell-physische Existenz vorgelagert ist und also der Körper gleichzeitig die materielle Voraussetzung des Denkens wie auch dessen Objekt ist“ (S. 288).

Es wäre ja eine durchaus spannende Frage, wie sich mit der zunehmenden Beschleunigung durch technische Transportmittel und der zunehmenden Technisierung des Körpers durch Prothesen und Operationen und sonstige Eingriffe der Umgang mit dem Körper und die Erfahrung des Leibes wandelt. Aber dazu erfährt man kaum etwas Konkretes. Der Autor begnügt sich mit dem Referat Virilios, das weitgehend Bekanntes bringt, und einigen kritischen Hinweisen, warum die Pädagogik mit diesen Thesen nicht viel anfangen kann. Insbesondere fehlen begrifflich präzise Unterscheidungen, etwa zwischen den Veränderungen der Wahrnehmung, die Virilio im Zusammenhang mit der Geschwindigkeit und der Beschleunigung thematisiert, den Veränderungen der Eigenwahrnehmung des Körpers sowie den Veränderungen im Umgang mit dem Körper, etwa durch Sport, Fitnesskultur und Ernährung.

Auch Kwapis kommt nicht aus dem dualistischen Denken heraus: Körper gegen Gesellschaft, Mensch gegen Technologie, Subjekt gegen kapitalistisches Zeitregime. Auf S. 218 zum Beispiel kritisiert der Autor, dass Virilio den Menschen als „merkwürdig ahistorisches und akulturelles Wesen“ ansehe, weil er die Technik nur einseitig als den Menschen einschränkend und disziplinierend begreife. Die Alternative, die Kwapis anbietet, ist die „Widerborstigkeit des Subjektes“ (S. 219). Das ist genauso unhistorisch und unsociologisch gedacht und bewegt sich in der selben einfachen Denkfigur: Mensch und Maschine – wer beherrscht wen?

5. Aufgelöste Körper

„Die körperliche Natur des Menschen ist kontingent geworden, kontingent, weil sie nicht länger naturgegeben und unverändert zu sein scheint. Mit Faszination und Schrecken begleiten wir die sich ständig beschleunigenden Entwicklungen in den Bio- und Medientechnologien ...“ So beginnen die beiden Herausgeberinnen des Buches „Grenzverläufe“, *Annette Barkhaus* und *Anne Fleig*, ihre Einleitung, die sich nicht mit vorsichtigen, abwägenden Zustandsbeschreibungen begnügt, sondern gleich aufs Ganze geht: Es vollziehe sich

ein Paradigmenwechsel, durch den sich fundamentale Unterscheidungen unserer Kultur verflüssigten: Natur/Mensch, Mensch/ Maschine, Realität/Virtualität, Leben/Tod – und man könne von einer umfassenden Maschinisierung des Menschen sprechen. „Selbst die Grenze zwischen Tod und Leben verwischt angesichts von Schwangerschaft und Geburt bei hirntoten Müttern oder der Möglichkeit postmortaler Fertilisation.“ So salopp geht es weiter: „Tatsächlich ist die Wirklichkeit als gelebte Realität auf dem Weg, ihren privilegierten Status zu verlieren, denn radikale Visionen ziehen jetzt schon die virtuelle Welt der realen vor, weil sie leichter zu manipulieren und vielleicht auch weniger riskant ist“ (S. 10). Und schließlich sind wir bereits an der Schwelle zur Ära des Posthumanismus.

Als Leitthema gilt den Autorinnen ihre These von der Unverfügbarkeit des Körpers. Allerdings wird nicht klar worum es geht, da sie sich vorwiegend in folgender Weise auszudrücken pflegen: „Die Rede von Unverfügbarem markiert etwas, das sich dem verfügbaren Zugriff entzieht, und doch immer wiederkehrt“ (S. 21). „Es geht um die Formulierung eines Einspruchs: Um die Rede von Unverfügbarem als Rede von einem Nicht-Ort, der den Einspruch motiviert“ (S. 22). „Die einseitige Auflösung der zentralen Oppositionen trifft den menschlichen Körper ‚ins Herz‘“ (S. 20). In einem weiteren Beitrag vertritt *Annette Barkhaus* die These, dass mit den Möglichkeiten der technischen Reproduzierbarkeit menschlicher Körper (im Cyberspace) ein Lebendigkeitsverlust verbunden sei. Dieser Verlust berge eine Ambivalenz in sich, denn gleichzeitig gehe mit ihm ein Freiheitsgewinn einher. Nicht nur mit den neuen Körpertechnologien der Reproduzierbarkeit, sondern auch mit der poststrukturalistischen Theorie, so die Autorin, werde dem menschlichen Körper die Lebendigkeit ausgetrieben (S. 44). Was aber ist Lebendigkeit? Da ist die Autorin selbst noch ratlos. Sie deutet an, dass man vielleicht mit Begriffen wie Natürlichkeit, Empfindungsfähigkeit oder Verletzlichkeit diesem Phänomen auf die Spur kommen könnte.

Hilge Landweer untersucht in ihrem Beitrag die normativen Implikationen des Begriffs der sozialen Konstruktion und bezieht diese sorgfältigen Überlegungen kritisch auf die Rede von der Verfügbarkeit über den (eigenen) Körper. *Gesa Lindemann* berichtet in ihrem Beitrag über ihre soziologischen Beobachtungen auf medizinischen Intensivstationen. Dabei geht es unter anderem um die Frage, wie die Medizin den Tod und das Bewusstsein definiert, ab wann der Mensch als bewusstlos und wann noch als lebendig gilt. Denn nur der lebendige Körper hat einen Anspruch auf Weiterbehandlung. Im abschließenden Beitrag beschäftigt sich *Gernot Böhme* mit der Frage, inwiefern die Natur des Menschen, wie sie von der Kulturgeschichte definiert wurde, durch neue Technologien bedroht ist. Eine solche Bedrohung sieht er darin, dass mit jedem neuen technischen Eingriff auch die Vorstellung von der Natur des Menschen sich ändert, so dass auf jeder Stufe der weiteren Entwicklung die Technik letztlich gerechtfertigt wird, auch wenn es anfangs immer Widerstände und moralische Kritik gibt.

Hier können nicht alle Beiträge des Sammelbandes im Einzelnen gewürdigt werden. Das gilt insbesondere für jene, die (unabhängig von ihrer Qualität) für das Körperthema nur am Rande brauchbar sind oder die sich mit durchaus interessanten historischen Besonderlichkeiten befassen (zum Beispiel *Dietmar Schmidt* mit Fossilien; *Stefanie Wenner* mit der Figur des Cyborg; *K. Ludwig Pfeiffer* mit dem Kastratengesang als historischem Beispiel für Schnittstellen zwischen Körper und medialer Inszenierung; *Anne Fleig* mit lebendigen Maschinen und künstlichen Menschen im 18. Jahrhundert). Auch hier finden wir, typisch für Texte dieser Art, die sich im Überschneidungsfeld von Philosophie und Kulturwissenschaften bewegen, oft eine einfache Gegenüberstellung von *dem* Körper und *der* Kultur; oder die Vorstellung vom Körper als bloßem Zeichenträger; oder es ist von einer Spaltung in einen physischen Leib und einen semiotischen Körper die Rede. Aber es werden kaum soziale Bedingungen der Veränderung von Körpererfahrungen und Körperkonstruktionen benannt und noch seltener gibt es empirische Belege.

6. Körper im Büro

Der Sammelband „Body and Organization“ gehört zu den eher seltenen Körper-Büchern, die nicht ganz vergessen, dass der Körper auch arbeitet (und umgekehrt, dass Organisationen etwas mit Körperlichkeit zu tun haben).² Eingangs wurde schon bemerkt, dass der Körper auch in der Arbeitswelt zunehmend an Bedeutung gewinnt, vor allem im Dienstleistungssektor, wo es immer mehr Berufe und Tätigkeiten gibt, bei denen die Präsentation von Kompetenz und der Umgang mit Kunden oder Klienten auch auf körperlich-emotionale Techniken zurückgreift, wo expressive Kompetenzen zu offiziellen Dimensionen von Qualifikationen werden. Allerdings ist Performanz in diesem (Goffmanschen) Sinn nur ein Nebenthema. Und ironischerweise kommt das, was wir im Deutschen „körperliche“ Arbeit nennen, überhaupt nicht vor! Der Band, herausgegeben von den britischen Organisations- und Kulturwissenschaftlern *John Hassard*, *Ruth Holliday* und *Hugh Willmott*, knüpft vielmehr an eine Forschungslinie an, die in der Frauen- und Geschlechterforschung eine gewisse Aufmerksamkeit erlangt hat: Es geht um Themen wie Geschlecht und Sexualität in Organisationen; Sexuierung, Erotisierung, Ästhetisierung von Arbeitsbeziehungen, die Bedeutung von körperlicher Attraktivität für Geschlechterbeziehungen im Büro, bis hin zu *harrassment* (sexuelle Belästigung) und *mobbing*. Und wo das Geschlecht in der Berufswelt thematisiert wird, ist auch der Körper stärker im Spiel. Auf allgemeiner Ebene geht es um Emotionen und Kultur in Organisationen. Die wachsende Bedeutung von Organisationskultur, Corporate Identity usw. führt dazu, das vorherrschende rational-männlich-entkörperte Arbeitsmodell zunehmend in Frage zu stellen.

Der Band ist interdisziplinär angelegt, die Autorinnen und Autoren kommen aus der Soziologie, den Cultural Studies, den Gender Studies, der Organisations- und Management-Analyse. Die Beiträge befassen sich, häufig aus der Perspektive feministischer und postmoderner Ansätze (Butler, Foucault, Guattari, Lacan), mit ganz unterschiedlichen Aspekten der Rolle des Körpers in Arbeitsprozessen und Organisationen. Immer wiederkehrende Themen sind: Die Verkörperung von sozialer Ordnung und Hierarchien in Organisationen, die Rolle von Dualismen (Leib-Seele, männlich-weiblich, innen-außen, inscribed body/active body, body structure/body fluids) für die Aufrechterhaltung von Grenzen, die Exklusion von Körperlichkeit, Emotionen und Weiblichkeit in einer rationalen, „entkörperlichten“ Organisation.

Martin Parker, dem es um die Überwindung des Dualismus von Mensch und Maschine, von Körper und Technik, von Körper und Artefakten geht, stellt die These auf, wir seien immer schon Cyborgs, denn nahezu jede berufliche Tätigkeit sei heute eine Amalgamierung von körperlichen und technischen Hilfsmitteln. Die Hand des Menschen im Büro wird erst zur Hand in Verbindung mit Bleistift oder Tastatur. Manche Beiträge befassen sich ganz allgemein mit der Körper-Theorie, etwa im Anschluss an Mary Douglas' Überlegungen zu Geschlecht, Reinheit und Gefahr. Die meisten der stärker sachbezogenen Beiträge bleiben auf einer philosophisch-theoretischen Ebene. Was überwiegend fehlt sind Detailanalysen und empirische Untersuchungen – mit zwei Ausnahmen: einer Studie über die Bedeutung körperlicher Attraktivität bei Stewardessen (*Philip Hancock*, *Melissa Tyler*) sowie einer Untersuchung körperlicher Erfahrungen im Rahmen der Tätigkeit von weiblichen Führungskräften im Gesundheitswesen (*Ian Lennie*).

7. Die soziologische Überwindung des cartesianischen Dualismus

Das Buch des britischen Soziologen *Nick Crossley* (*The Social Body*) konzentriert sich zunächst auf die Frage des klassischen Geist/Körper-Problems, das es für eine adäquate soziologische Behandlung des Körpers zu lösen gelte. Die Philosophen Ryle und Merleau-Ponty werden als Wegbereiter für eine soziologische Überwindung des cartesianischen Dualismus interpretiert, weil sie bereits auf der Ebene der Bewusstseinsphilosophie klar gemacht hätten, dass die Tätigkeit des Geistes immer schon verkörpert und sozial situiert

sei. Aber ist es überhaupt richtig, von einer Vernachlässigung des Körpers in der Soziologie auszugehen? Zwar gibt es insgesamt eine mentalistische Schieflage, aber in vielen soziologischen Handlungstheorien spielt ja das präreflexive, das habituelle und das routinisierte Verhalten eine große Rolle, in Absetzung von der rationalistischen, bewusstseins- oder subjektphilosophischen Tradition. Der Homo Sociologicus ist nicht in erster Linie denkend, sondern handelnd; nicht Bewusstseinsreflexion, sondern Praxis ist die Grundoperation. Das gilt nicht nur für Autoren wie Goffman oder Bourdieu, sondern für eine ganze Gruppe von *Praxis*-Theorien, deren gemeinsamer Bezugspunkt der körperliche Ausdruck ist (Reckwitz 2000).

Auch Crossley sieht im Werk von Bourdieu einen wesentlichen Meilenstein, um diese Sichtweise des verkörperten sozialen Handelns und der Praxis begrifflich zu fassen, von zwei Seiten her: Zum einen wird Kultur inkorporiert und naturalisiert, zum anderen können Akteure ihr körperliches Kapital in verschiedenen Feldern nutzen und so Kultur produzieren. Kultur und Körper bedingen sich wechselseitig. Obwohl Crossley Bourdieus Theorie favorisiert, schätzt er den soziologisch relevanten Anteil von Merleau-Ponty hoch ein und behandelt deshalb beide Autoren mehr oder weniger gleichrangig. Genauer gesagt: er glaubt, dass einige der Schwächen in Bourdieus Theorie durch den Rückgriff auf Merleau-Ponty zu beheben seien, insbesondere was das Verhältnis von Habitus und Handeln betrifft. Auch für eine weitere von ihm diagnostizierte Schwäche in Bourdieus Theorie, nämlich das reflexive Potential von Akteuren nicht ausreichend berücksichtigt zu haben, greift Crossley auf Merleau-Ponty zurück und betont, dass auch Reflexivität ein Element des Habitus, also inkorporiert, sei. Zur Verdeutlichung dieser These stützt er sich zusätzlich auf G. H. Mead, dessen Vorstellungen von Sozialisation er im Sinne von körperlicher Habitualisierung interpretiert.

Alle Körpertheorie geht vom Dualismus aus. Descartes wird gewöhnlich als der Übeltäter angesehen, der Körper und Geist getrennt und damit die Abwertung und Vernachlässigung von Körperlichkeit und Emotionalität eingeleitet habe. Aber Descartes verdanken wir auch die Einsicht in das Reduktionismus-Problem. Er wollte, unter anderem, dem drohenden Materialismus der aufkommenden Naturwissenschaften entgegentreten; daher die Betonung der Eigenständigkeit des „Geistes“ (der nicht auf Materie reduziert werden dürfe). Dieses Prinzip gehört zum cartesianischen Erbe der Soziologie: Auch die Gesellschaft soll nicht reduktionistisch verstanden werden, soll weder auf die individuelle Psyche (Geist, Bewusstsein) noch auf Materie (Gehirn, Organismus) zurückgeführt werden. Weder „Geist“ noch „Körper“ ist die letzte Basis der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Die Bemühungen, dem Körper gerecht zu werden, dürfen daher nicht in einen Körper-Reduktionismus umschlagen. Für die Soziologie ist der Mensch, als Akteur, immer schon vergesellschaftet, auch als verkörperter Akteur. Körper und Geist, Leib und Bewusstsein sind nichts weiter als inkorporierte und internalisierte Kultur.

Eine wesentliche Leistung der Phänomenologie besteht in der Einsicht, dass unsere Gewissheit der Wahrnehmung von unserer körperlichen Existenz ausgeht und nicht vom *cogito*. Die Soziologie muss dann nur noch ergänzen, dass auch diese körperliche Wahrnehmung sozial vorstrukturiert wird. Aber es ist der Soziologie in ihrer Geschichte offenbar leichter gefallen, die soziale Bedingtheit des Denkens nachzuweisen als die soziale Bedingtheit der körperlichen Wahrnehmung. Daher die Versuchung, das „Immer schon verkörpert“-Sein auf Leib-Phänomenologie zu reduzieren. Für die Soziologie reicht aber die Korrektur des Mentalismus durch die Phänomenologie nicht aus.

Hier liegt das Problem, das einige der vorliegenden Körper-Bücher offenbaren: Es gibt eine Tendenz, den Dualismus Geist/Körper durch den Dualismus Individuum/Gesellschaft zu ersetzen. Dabei ist zunächst gleichgültig, ob man das Individuum eher mentalistisch oder eher korporal begreift. Das Folgeproblem ist, dass die Seite des *körperlich* verstandenen Individuums doch irgendwie der Natur zugeschlagen wird, weil im Begriff Kör-

per der biologische Organismus oder der physiologische Körper im Sinne einer Objekt- und Dinghaftigkeit mitgedacht wird. Und schon mündet der Dualismus Körper/Kultur in einen versteckten Biologismus ein, ähnlich wie bei der Unterscheidung sex/gender. Deshalb ist es wichtig, zwischen den Ebenen des biologischen Organismus und des phänomenologischen Leibes auf der einen Seite und den sozialen Strukturen und kulturellen Konstruktionen auf der anderen Seite ein Brückenglied einzubauen, wie Bourdieu es versucht: Habitus, Hexis, körperliche Praxis. So lässt sich die kulturelle Prägung des Leibes und der soziale Gebrauch des Körpers analysieren, ohne Körper mit Organismus und Leib gleichzusetzen. In einer zeitdiagnostischen Perspektive lässt sich dann vielleicht zeigen: Je stärker der Einfluss der Kultur auf den Körper (Inkorporation), desto mehr Möglichkeiten haben wir als Akteure, körperliches Kapital habitualisiert oder strategisch einzusetzen.³

8. Ausblick – soweit der Körper reicht

Das Grundproblem heute ist also nicht mehr der Dualismus Geist/Körper, sondern die Frage, wie der Übergang vom verkörperten Geist oder der reflexiven Leibhaftigkeit zum Sozialen begrifflich gefasst werden soll. Hierzu dürfte es sich lohnen, Phänomenologie und Soziologie noch besser zu verbinden. Bourdieu bietet dafür den besten Ansatz, da er zeigt, dass das von der Phänomenologie herausgearbeitete personale Körper-Sein nicht „anthropologisch“ ist, sondern naturalisierte Kultur. Gugutzer nutzt Bourdieu an dieser Stelle zu wenig, deshalb bleibt eine Lücke zwischen der körperfundierte(n) personalen Identität und der körperbasierten Gesellschaft. Von den hier besprochenen Büchern kommt Crossley der Problemlösung am nächsten.

Ein anderer für die Soziologie immer nahe liegender Weg wäre, die soziologischen Klassiker noch besser „auszubeuten“, indem man bei ihnen die Überwindung des Gegensatzes Individuum/Gesellschaft hervorhebt, sie dabei aber nicht mentalistisch verkürzt, sondern die leiblich-körperliche Basis sozialen Handelns herausarbeitet.⁴ Eine ganz andere Linie, bei der es weder um die Überwindung eines Dualismus noch um eine Art von Reduktionismus geht, ist das differenzierungstheoretische Paradigma, mit der empirischen Behauptung einer historischen Ausdifferenzierung von Gesellschaft, Person und Körper/Organismus (Parsons, Luhmann). Zwar scheint diese Lösung hinter den bei Bourdieu erreichten Stand einer Überbrückung zurückzufallen, der Körper wird aus dem Sozialsystem ausgeklammert, wird sogar – bei Luhmann – zur „Umwelt“ der sozialen Systeme, ebenso wie die Individuen. Ein Vorzug dieser Perspektive könnte jedoch sein, dass damit die dinghafte Ganzheitlichkeit des *sozialen* Körpers theoretisch aufgegeben werden kann. Die Vorstellung der Ganzheitlichkeit, die den *physischen* Körper stillschweigend als Modell für den *sozialen* Körper nimmt, ist ein Hindernis für eine nicht-biologistische Auffassung vom sozialen Körper. Im Unterschied zur Lebenspraxis, zum Lebensvollzug der Individuen, wo der (eigene und andere) Körper wohl weiterhin als Ganzheit begriffen werden muss, ist das für die Gesellschaft nicht zwingend (es sei denn, man betrachtet „Gesellschaft“ als Menge von Individuen mit Körpern).

Das Körper-Thema ist en vogue. Der Markt floriert, ständig gibt es Neuerscheinungen, wenn auch nach wie vor der Anteil soziologischer Bücher dabei gering ist.⁵ Vieles ist theater- oder sportwissenschaftlich, medizinisch, philosophisch. Häufig steht nur im Titel das Wort „Körper“, oft in Verbindung mit einem mehr oder weniger ausgefallenen Adjektiv (der entkolonisierte, unmögliche, selbstbeherrschte, falsche Körper), faktisch geht es dann um Geschlechterverhältnisse oder Subjektivität oder Popkultur. „Körper“ allein ist eben noch kein Thema, ebenso wenig wie „Geschlecht“ oder „Technik“, und es ist nicht leicht, eine theoretisch klare Perspektive zu finden.

Anmerkungen

- 1 Beginnend mit Bryan S. Turners Versuch (1984), eine Theorie des Körpers im Rahmen der *soziologischen* Theorie-Tradition zu begründen, weitgehend ohne Rückgriffe auf Philosophie und postmoderne Theorien. Seit 1995 gibt es die Zeitschrift *Body and Society*.
- 2 Die Begriffe Organisation und Korporation sind Körpermetaphern (Organ, Organismus; corporeality). Auch „social body“ ist ja doppeldeutig, kann sich sowohl auf den individuellen (vergesellschafteten) Körper beziehen als auch auf den Gesellschaftskörper (vgl. dazu auch Douglas 1970).
- 3 In den Kulturwissenschaften gibt es noch eine andere Variante des Dualismus: auf der einen Seite der Körper als biologische Maschine, auf der anderen Seite als reine kulturelle Konstruktion, als Zeichenkörper. Die Ebene der vergesellschaftenden Praxis aber fehlt.
- 4 Auf G. H. Mead wurde schon verwiesen, bei dem Gugutzer oder Schmidt (2001) kritisieren, er habe den Körper nur als organische Basis für Identität betrachtet; Crossley oder Meuser (2002) sehen das anders. Max Webers Begriffe Askese und Charisma ließen sich zum Beispiel ebenso körpersoziologisch fruchtbar machen wie Parsons' Begriffe Affekt und expressiver Symbolismus.
- 5 Zwei Sammelbände, die hier nicht ausführlich dargestellt werden konnten, bemühen sich ebenfalls um den Anschluss an die soziologische Theorie (Koppetsch 2000; Hahn/Meuser 2002).

Literatur

- Douglas, M.: Natural symbols. Explorations in cosmology. New York 1970 (dt.: Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur. Frankfurt a.M. 1974)
- Frank, A. W.: For a sociology of the body: An analytical review. In: Featherstone, M./Hepworth, M./Turner, B. S. (Eds.): The body. Social process and cultural theory. London 1991, S. 36-102
- Hahn, K./Meuser, M. (Hrsg.): Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper. Konstanz 2002
- Koppetsch, C. (Hrsg.): Körper und Status. Zur Soziologie der Attraktivität. Konstanz 2000
- Meuser, M.: Körper und Sozialität. Zur handlungstheoretischen Fundierung einer Soziologie des Körpers. In: Hahn, K./Meuser, M. (Hrsg.): Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper. Konstanz 2002, S. 19-44
- Reckwitz, A.: Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerswist 2000
- Schmidt, G.: Identität und Body-Image. Die soziale Konstruktion des Körpers. Diss. Tübingen 2001
- Shilling, C.: The body and social theory. London 1993
- Synnott, A.: The body social. Symbolism, self and society. London 1993
- Turner, B. S.: The body and society. Second edition. London 1996 (first edition 1984)

Sabine Schäfer

Rezension: Steffani Engler: „In Einsamkeit und Freiheit“? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur (= Analyse und Forschung, Band 26). Konstanz: UVK 2001. 488 S., ISBN 3-89669-809-5. Preis: € 39

Dass wissenschaftliche Forschung und Ergebnisse nicht vom Himmel fallen, sondern von Personen gemacht werden, ist eine Alltagserfahrung. Bereits Max Weber hat „den Glauben vom Himmel auf die Erde geholt, dass man Professor von Gottes Gnaden wird“ (S. 13). Doch wie entsteht eine wissenschaftliche Persönlichkeit und wie wird man Professor bzw. Professorin? In ihrer Monographie, die gleichzeitig ihre Habilitationsschrift ist, geht Steffani Engler diesen Fragen nach.

Dabei hat der explizite Hinweis auf die wissenschaftliche Persönlichkeit nach Darstellung von Engler einige Brisanz, weil „Wissenschaft gerade auf Objektivierung zielt, auf objektive, von der Person des Wissenschaftlers ablösbare Erkenntnisse, was durch penibel einzuhaltende Verfahrensregeln, methodische Anweisungen, den Rekurs auf Theorien und Begriffsbestimmungen sowie die Erzeugung abstrakter theoretischer Muster usw. gesichert werden soll“ (S. 14f.). Dass viele WissenschaftlerInnen glauben, einen neutralen Standpunkt einzunehmen, der es ihnen ermöglicht, die Konstruktionen der sozialen Welt zu beobachten und die eigenen unreflektiert zu lassen, zeigt Engler an den impliziten Annahmen und Interpretationen, die weite Teile der Biographieforschung dominieren.

Dabei legt sie zunächst die Prämissen offen, die in das von Fritz Schütze – als Beispiel für diejenigen BiographieforscherInnen, die sich bemühen, „anhand erzählter Lebensgeschichten herauszufinden, wie das Leben wirklich war“ (S. 23) – entwickelte Instrumentarium des narrativen Interviews, seine Erzähltheorie und Auswertungsverfahren eingehen. Danach geht sie auf solche Ansätze ein, die Biographien als sprachliche oder soziale Konstruktionen begreifen und zeigt auch hier die Grundannahmen auf. Dabei macht Engler deutlich, dass die soziale Realität der befragten

AkteurInnen häufig aus dem Blickfeld gerückt ist, so dass Interpretationen viel über die/den ForscherIn aber wenig über den zu analysierenden Gegenstand aussagen. Oder aber es wird – wie im Fall des systemtheoretischen Zugangs im Anschluss an Luhmann – die soziale Realität als nicht analysierbar angesehen. Inwiefern hier vor allem selbstverständliche und unhinterfragte Vorannahmen der BiographieforscherInnen zum Vorschein kommen, zeigt sie überzeugend an den kritischen Reaktionen verschiedener WissenschaftlerInnen auf einen Text des französischen Soziologen Pierre Bourdieu, der sich mit „der biographischen Illusion“ beschäftigt. Dabei weist sie darauf hin, die dort erläuterte Illusion werde „ausgelegt als eine, die Bourdieu den Erzählenden oder der Erzählung zuweist, selten als eine, die von den Forschenden als Konstruktionsleistung erbracht wird“ (S. 57).

Damit rückt Engler den Verstehensprozess der ForscherInnen selbst in den Blick und zeigt auf, inwiefern stillschweigende, unausgesprochene Vorstellungen Forschung beeinflussen und den Blick auf den Untersuchungsgegenstand verengen, indem die Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata der WissenschaftlerInnen als allgemeingültig angesehen werden. Diese Kritik an der Biographieforschung ist grundlegend und trifft diese im Kern. Sie geht sogar darüber hinaus, denn sie betrifft die Thematik der Objektivität von Wissenschaft und deren Produzenten.

Anhand des Aufsatzes „Die biographische Illusion“ führt Engler in das soziologische Denken Bourdieus ein und entwickelt ein Konzept des wissenschaftlichen Verstehens, das eingebunden ist in die Feldtheorie Bourdieus. Indem sie analysiert, wie die in den Interviews von den ProfessorInnen vermittelten Eindrücke zustande kommen, macht sie deren „Realitätskonstruktionen“

(S. 134) verständlich. Damit lenkt sie den wissenschaftlichen Blick weg vom Einzelnen hin zum sozialen Feld der Wissenschaft als einem dynamischen Gefüge aus unterschiedlichen und unterschiedenen AkteurInnen.

Und hierin liegt eines der neuen Momente dieser Arbeit: Der Ausgangspunkt von Steffani Engler ist nicht mehr der einzelne Professor oder die einzelne Professorin oder die wissenschaftliche Persönlichkeit, die Besonderheiten aufweist, die sie oder ihn zur Professur führten, oder die Ich-Stärke wie bei dem Wissenschaftssoziologen Robert B. Merton. Ihr Ausgangspunkt ist vielmehr das wissenschaftliche Feld zu einem gegebenen Zeitpunkt, in dem die von ihr interviewten Professorinnen und Professoren das geworden sind, was sie sind und in dem sie sozial einzigartig sind.

In ihren Analysen der von ihr mit je zwei Professoren und Professorinnen der Soziologie und zwei Professoren der Elektrotechnik geführten Interviews bewertet Engler deren berufsbiographische Erzählungen nicht. Sie sagt nicht, wo diese sich widersprüchlich verhalten oder wie es ihnen gelungen ist, Professor oder Professorin zu werden. Sie versucht vielmehr, durch die Darstellungen des Weges zur Professur etwas über das Funktionieren des wissenschaftlichen Feldes zu erfahren. Diese Sichtweise ist neu und rückt die soziale Praxis ins Blickfeld, die für die WissenschaftlerInnen selbstverständlich ist und sich dennoch nicht von selbst versteht.

In Englers Analysen wird deutlich, wie WissenschaftlerInnen sich in ihrem berufspraktischen Handeln (hier in berufsbiographischen Erzählungen über ihren Werdegang) selbst als wissenschaftliche Persönlichkeit hervorbringen und welche Rückschlüsse auf die wissenschaftliche Welt dies zulässt. Dabei stülpt Engler in ihren Analysen den Befragten nicht ihre Perspektive als Soziologin über, sondern vermittelt einen kenntnisreichen Einblick in die Praktiken und Mechanismen der wissenschaftlichen Welt. Deutlich wird dabei, dass die Befragten praktische Entscheidungen auf

ihrem Weg zur Professur in einem Raum von Möglichkeiten getroffen haben, dessen Grenzen und Freiheiten im sozialen Feld selbst gesetzt werden. Während es für einen Elektrotechniker völlig selbstverständlich ist, eine Zeit lang in einem Industrieunternehmen zu arbeiten, ohne dass dies einen beruflichen Um- oder Abweg darstellt, der ihm den Weg zur Professur vorstellen könnte, stellt sich dies aus der Sicht eines Soziologieprofessors anders dar.

In den biographischen Interviews erzählen die ProfessorInnen von Höhen und Tiefen, von Unterstützungen, ersten Erfolgen in der wissenschaftlichen Welt, von Konkurrenz unter Wissenschaftlern, von großen Persönlichkeiten wie Adorno, aber auch vom Riesenglück, eine Professur erhalten zu haben, und von Marginalisierung und Enttäuschung auf dem Weg zur Professur. Diese vielfältigen Aspekte und Facetten werden von Steffani Engler nicht auf einen Nenner gebracht, indem sie von den konkreten erzählten Praktiken abstrahiert und beispielsweise Typen bildet. Ihr geht es vielmehr um die soziale Logik, die in den Realitätskonstruktionen der ProfessorInnen zu ‚entdecken‘ ist. Durch dieses Vorgehen entwickelt Engler ein Gesamtbild des wissenschaftlichen Feldes, das verdeutlicht, wie die AkteurInnen durch das, was sie tun, den Rahmen dessen abstecken, was sie tun. Spannend ist dabei insbesondere, wie sie es schafft, ihr Konzept des wissenschaftlichen Verstehens umzusetzen, das ohne psychologische Deutungsversuche auskommt und ohne subjektive Beweggründe, aber auch nichts gemein hat mit normativen Soll-Vorstellungen einer externen Expertin. Sie behandelt die Konstruktionen der Befragten als ‚Realitätskonstruktionen‘, das heißt: Wissenschaftliche Persönlichkeiten sind sowohl sozial konstruiert als auch ohne jeden Zweifel ganz real. Die Schilderungen der ProfessorInnen werden nicht losgelöst vom sozialen Feld verstanden, sondern sie werden zurückgebunden in dieses Feld, denn nur dort gewinnt das Erzählte seine spezifische Bedeutung.

Doch woran glauben die Professoren und Professorinnen und wie entsteht sie

nun, die wissenschaftliche Persönlichkeit? In allen Erzählungen wird deutlich, dass kein(e) Professor oder Professorin daran glaubt, ausschließlich aufgrund der wissenschaftlichen Arbeit und Leistung eine Position des Erfolges erreicht zu haben, „obgleich alle daran glauben, dass diese Leistung wichtig ist“ (S. 446). Nicht in „Einsamkeit und Freiheit“ entsteht demnach die wissenschaftliche Persönlichkeit, sondern durch Annerkennungs- und Zuschreibungsprozesse in einem „sozialen Spiel“ (S. 443). Dabei wird als selbstverständlich vorausgesetzt, „dass das, was wissenschaftliche Leistung ausmacht, und das, was in diesem Kosmos Wissenschaft passiert und zählt, in diesem sozialen Feld, und ausschließlich in diesem Feld, selbst bestimmt wird“ (S. 452).

Von dieser Regel gibt es allerdings eine Ausnahme: das Geschlecht. „Von (dem) Spiel, in dem es um die Zuschreibung von Neuem, Originellem und Eigenem geht und um die Bestimmung der Größe der wissenschaftlichen Persönlichkeit, sind Frauen ausgeschlossen, was keinesfalls heißt, dass sie keine Wissenschaft betreiben, sondern vielmehr, dass ihnen aufgrund ihres Geschlechtes bestimmte Dinge nicht zuerkannt werden“ (S. 461). Das bedeutet nach Englers Darstellung nicht, dass allen (männlichen) Wissenschaftlern Originalität zugeschrieben wird. Frauen treffen jedoch im wissenschaftlichen Feld auf eine ‚magische‘ Grenze, die sie von solchen Zuschreibungen ausschließt. Diese Zuschreibungen

sagen nichts über die Qualität der Arbeit oder die Kompetenz der AkteurInnen aus, „sondern etwas darüber, wie das wissenschaftliche Feld funktioniert“ (S. 462).

Dass es mittlerweile Frauen gibt, die als Professorinnen im wissenschaftlichen Feld Fuß gefasst haben, bedeutet für Engler nicht, dass die Vorstellung, Wissenschaft werde von Persönlichkeiten gemacht und diese seien Männer, nicht mehr gilt. Aber es zeigt, dass die Persönlichkeiten, die Wissenschaft machen, nicht mehr unweigerlich Männer sein müssen.

Die Arbeit von Steffani Engler beeindruckt insbesondere durch die scharfsinnige Analyse dessen, was Wissenschaft als soziales Feld ausmacht. Zentrale Voraussetzung für das Verständnis der in diesem Buch entwickelten, ausgesprochen innovativen Lösung vieler methodischer und methodologischer Probleme (wie das alte Problem des Bezuges von Individuum und Gesellschaft) ist dabei, sich konsequent auf die relationale Denkweise einzulassen. Lesenswert ist die Studie aber auch wegen der sensiblen Betrachtung der biographischen Erzählungen der Professorinnen und Professoren, die niemals beurteilt oder besser weiß und zugleich ab und an einen unterhaltsamen Blick hinter die Kulissen der Hochschule erlaubt, wenn z.B. eine Professorin über ihre Ehrfurcht vor dem „Dackel von Adornos Sekretärin“ (S. 254) berichtet. Aus diesen Gründen ist dem Buch eine breite Rezeption in der scientific community zu wünschen.

Christian Lüders

Rezension: Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann/Arnd-Michael Nohl (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich 2001. 366 S., ISBN 3-8100-2999-8. Preis: € 28.90

In der deutschsprachigen Diskussion um qualitative bzw. rekonstruktive Sozialforschung schien es lange Zeit, als sei die Methode der dokumentarischen Interpretation vor allem eine Berliner Spezialität von Ralf Bohnsack und seiner Forschungsgruppe, konzentriert auf spezifische jugendsoziologische Fragestellungen. Der nun vorgelegte Sammelband revidiert dieses Vorurteil gründlich und öffnet damit auch den Weg zur einer breiteren Rezeption dieser Methodologie.

Der Band ist hilfreich, weil er in übersichtlicher, gut lesbarer Form den methodologischen Ansatz der dokumentarischen Interpretation in unterschiedlichen Forschungskontexten vorstellt. Schnell nachvollziehbar und transparent werden auf diese Weise die zugrundeliegenden methodologischen Prinzipien, die Analyseebenen und Verfahrensschritte und ihre Umsetzung in der Forschungspraxis. Vor dem Hintergrund unterschiedlicher Fragestellungen und auf der Basis heterogener Materialien – neben transkribierten Interviews und Gruppendiskussionen z.B. auch Fotografien und Videos – werden das Verfahren selbst bzw. Aspekte davon vorgestellt. Besondere Aufmerksamkeit wird den einzelnen Arbeitsschritten bei der Textinterpretation, der vergleichenden Analyse, der Typenbildung sowie – ansatzweise – der Generalisierung gewidmet. Bemerkenswert ist dabei der ungewöhnlich hohe methodologische und theoretische Begründungsaufwand fast aller Beiträge – und zwar sowohl in Bezug auf die jeweilige Fragestellung als auch in Bezug auf das methodologische Vorgehen. In diesem Sinne beeindrucken z.B. die Auseinandersetzung Ralf Bohnsacks und Burkard Michels u.a. mit den Bildtheorien von E. Panofsky und M. Imdahl, um darauf aufbauend zu einem Konzept der ikonographisch-ikonologischen Interpretation zu kommen (S. 67ff. und

91ff.), ebenso die Diskussion und konzeptionelle Umsetzung der Kritik B. Latours an der Dichotomie von Handlungsakteur und Technik von Burkhard Schäffer (S. 51ff.), die Verknüpfung von konstruktivistischen Ansätzen der Jugend- und Genderforschung mit dem Verfahren der dokumentarischen Interpretation von Eva Breitenbach (S. 165ff.) oder die Auseinandersetzung mit der aktuellen Debatte zur Typenbildung von Iris Nentwig-Gesemann (S. 275ff.).

Jenseits der Darstellung und exemplarischen Konkretion der Methodologie der dokumentarischen Interpretation enthält der Band eine Reihe von anregenden Beiträgen zur Methodologiedebatte um die rekonstruktive Sozialforschung und zu den jeweiligen Forschungsfeldern – vor allem zur Jugend-, Schul-, Medien-, Migrations- und Organisationsforschung bis hin zur historischen Bildungsforschung am Beispiel der Krippenerziehung der DDR. In vielen Fällen wird erfolgreich die Neugier auf die Gesamtdarstellung der Untersuchung geweckt. Dass dies alles nur ein Ausschnitt der mittlerweile entwickelten Forschungspraxis rund um dieses Verfahren darstellt, macht die Einleitung von Ralf Bohnsack deutlich (besonders S. 16ff.).

Die deutliche Mehrheit der Analysen basiert auf verschrifteten Interviews und Gruppendiskussionen; demgegenüber spielen ethnographische Feldprotokolle – leider – de facto keine Rolle. Die Ausnahme hierzu bilden der Beitrag von Monika Wagner-Willi, die auf der Basis von Videoaufnahmen aus der Schule die Möglichkeiten und Grenzen dieser Materialform für die dokumentarische Interpretation diskutiert (S. 121ff.), und die Bildanalysen von Burkard Michel (S. 91ff.) und Ralf Bohnsack (S. 323ff.).

Dem Band gelingt es, den zentralen Anspruch des Verfahrens, empirischen Zu-

gang nicht nur zum reflexiv verfügbaren Wissen der Akteure, sondern auch zum eher impliziten, habitualisierten handlungsleitenden Wissen der Akteure zu finden, nachvollziehbar und in überraschender Weise plausibel zu machen. Alle Beiträge stehen erklärtermaßen in einer wissenschaftssoziologischen Tradition, die sich neben K. Mannheim wiederholt auch auf P. Bourdieu, A. Schütz, E. Goffman und H. Garfinkel beruft. Im Zentrum steht das Interesse an der Rekonstruktion des sowohl reflexiv verfügbaren, öffentlich kommunizierbaren Wissens der Akteure als auch des „inkorporierten Orientierungswissens“, wiederholt auch konjunktives Wissen genannt. Beansprucht wird, sowohl die Themen zu analysieren, also das, *was* gesagt wird, als auch die jeweils spezifischen Rahmen, innerhalb derer etwas gesagt wird, also *wie* etwas gesagt wird.

Allerdings: Die Annahme, dass das auf der Basis von Interviews und Gruppendiskussionen rekonstruierte implizite Wissen zugleich das handlungsleitende Wissen sei, wie dies immer wieder anklingt, mag mit Verweis auf die theoretischen Größen „begründet“ werden können; unklar bleibt aber, gerade wenn man die verschiedenen Beiträge quer liest, die Frage, inwieweit das jeweils rekonstruierte implizite, a-theoretische Orientierungswissen kontextabhängig bzw. kontextunabhängig ist. Die wiederholt in Anspruch genommene Unterscheidung zwischen kommunikativ-generalisierendem Wissen einerseits und konjunktivem, also individuellem, gruppen- und fallspezifischem Wissen andererseits hilft nur begrenzt weiter, weil nicht erkennbar wird, inwiefern die spezifische Erhebungssituation spezifische Wissensbestände – und dann welcher Art – mobilisiert.

Man mag diese Anfrage als belanglos, vielleicht auch als beckmesserisch zur Seite legen; interessanterweise wird sie durch die Lektüre einer Reihe von Beiträgen selbst motiviert. Denn eine Besonderheit des Verfahrens der dokumentarischen Interpretation ist, dass die Position des Interpreten bzw. der Interpretin nicht nur allgemein reflektiert und im Rückgriff auf das

Mannheim'sche Diktum von der Seinsverbundenheit des Wissens auch auf die Forscherinnen und Forscher bezogen wird, sondern methodologisch in der Wahl der Vergleichsgruppen berücksichtigt wird. Gegenüber etwa Ansätzen wie der strukturalen Hermeneutik wird hier eine andere – aus meiner Sicht überzeugendere – methodologische Position vertreten. Besonders lesenswert sind deshalb auch die Beiträge von *Ralf Bohnsack* (S. 225ff.) und von *Arnd-Michael Nohl* (S. 253ff.) zur komparativen Analyse und zur Typenbildung von *Iris Nentwig-Gesemann* (S. 275ff.).

Wenn dem aber so ist, dann wäre auch zu fragen, wie es sich denn mit der Seinsverbundenheit von Interviewten bzw. ihren Wissensbeständen verhält. Die im Band gewählten Semantiken wie z.B. „die geschlechts-, milieu- und generationstypischen sozialen Vorerfahrungen“, „existentielle Hintergründe“, „habitualisierte Handlungspraxis“, „kollektive Praktiken“, „Sinnmuster“, „Orientierungsrahmen“ und die wiederholt gewählten unterschiedlichen topologischen Metaphern wie implizit, inkorporiert, vorgelagert, habitualisiert, aufgeschichtet u.ä. lassen erahnen, dass an dieser Stelle noch Klärungsbedarf besteht. Dies ist allerdings eine eher grundsätzliche Anfrage an die gesamte wissenschaftssoziologisch fundierte rekonstruktive Sozialforschung, wie die lange Diskussion um den Deutungsmusterbegriff oder den Habitusbegriff belegt (vgl. dazu auch den theoretisch aufschlussreichen Beitrag von *Michael Meuser* in dem Band S. 207ff.).

Für Studierende und die Ausbildung besonders hilfreich sind die letzten drei Beiträge von *Ralf Bohnsack* bzw. von ihm zusammen mit *Arnd-Michael Nohl* bzw. *Burkhard Schäffer*, weil dort die Einzelschritte des Verfahrens im Detail an Hand von konkreten Materialien nachvollziehbar vorgeführt werden. Schließlich stellt der Band eine hervorragende Ergänzung, Konkretion und Weiterentwicklung der Kapitel 8-10 des von R. Bohnsack in mittlerweile mehreren Auflagen vorgelegten Lehrbuches „Rekonstruktive Sozialforschung“ dar.

